

Der Bahnhof

Der Bahnhof liegt hoch, leicht verschleiert, in der Straßenperspektive. Er ist der Magnet und wir sind die Eisenspäne.

Wir streben ihm zu oder wir streben von ihm weg. Wer ihm zustrebt, hat seine Augen und seine Gedanken auf ihn gerichtet in der beständigen Sorge, zu spät zu kommen. Der Raum zwischen dir und dem Bahnhof ist etwas Zähes, Hartnäckiges, das sich dir glücklich entgegenhäust, das dir jede Sekunde einen Spitzbubestreich spielen kann. Du drängst dem Bahnhof entgegen, als müßtest du eine rückwärts ziehende Kraft überwinden, ein Tau von Gummi elasticum immer längerziehen, mit immer größerem Kraftaufwand, bis endlich, wenn du den Fuß auf die Bahnhofschwelle setzest, das Tau reißt und du geborgen aufatmest.

Wie er so in der Ferne liegt, mit der undeutlichen Scheibe seiner Turmuhr, wie ein Richter, der erbarmungslos jeden Zuspätkommenden standrechtlich und ohne Widerruf zu stundenlangem Arrest verurteilt, wie das starre Prinzip der Pünktlichkeit – für die andern –, wirkt der Bahnhof unheimlich. Man begreift, daß schlichte Gemüter es nicht auf seinen strengen Richterspruch wollen ankommen lassen, daß ein armes Bauernfrauchen z.B. lieber eine Stunde und darüber im Wartesaal hockt, als daß es Gefahr läuft, zu spät zu kommen.

Der Bahnhof ist das mehr oder weniger monumentale Tor, das aus unserer engen Heimat sich auf die Welt da draußen öffnet. Auf die ganze große weite Welt. Darum gibt es so viele Menschen, die in den Bahnhofshallen zweck- und ziellos herumlungern. Tore, durch die viele Menschen gehen, werden immer umlungert von andern, die auch hindurchgehen möchten.

Darum zieht es uns anhaltend aus der Abgeschiedenheit der Kleinstadt nach dem Bahnhof. Wer an einem großen Fluß zuhause ist, empfindet denselben Drang, während freier Stunden an das Flußufer zu gehen. Er fühlt sich durch die Wellen, die von weither kommen und weithin fließen, mit der Welt verbunden. Schon das Bewußtsein oder der Instinkt: Ich brauche mich nur in einen Kahn zu setzen und das Wasser trägt mich bis an's Meer –, ist ihm ein Trost in dem Einerlei seines festgewurzeltens Daseins. Das beklemmende Bleibenmüssen um jeden Preis drückt ihn nicht mehr absolut. Die Tür des Käfigs steht wenigstens auf.

Für uns ist der Bahnhof die Stelle, wo der Strom vorüberfließt. Ein Strom, der um die ganze Welt kreist. Wir stellen uns an's Ufer und starren in den Strom und sehen, was vom Ufer abstößt und was landet oder auf's Trockene gespült wird.

Die Großstadt kennt die Bahnhofsehnsucht nicht. Diese Sehnsucht wächst im umgekehrten Verhältnis zu dem Tempo, mit dem uns das Leben umtreibt.

Ich kenne Leute, die in einer einsamen Gegend ein schönes Schloß mit ausgedehntem Park bewohnen. Dicht an der Parkmauer führt die Eisenbahn vorbei. Der Besitzer hat da einen Erdhügel aufschütten lassen, auf dem man unter einem malerischen Strohdach stehen und die Züge vorbeifahren sehen kann. Sie nennen das ihren Bahnhof.

Wenn Gäste da sind, geht man zusammen nach Tisch durch den Park zum „Bahnhof“ und sieht den Dreiuhrzug vorbeifahren. Man winkt mit Hüten und Taschentüchern, und hinter den Scheiben der Schnellzugwagen sieht man einen Bruchteil von Sekunde lang erstaunte Gesichter.

Und wenn die rote Scheibe des letzten Wagens um die nächste Kurve verschwunden ist, geht man plaudernd zurück nach dem Schloß und freut sich – sagt man –, daß man im Schatten der Bäume in Hängematten liegen und in kühlen Gemächern Zigarren rauchen, Tee trinken und Billard spielen kann und sich nicht auf heißen Plüschpolstern braucht durch die Sonnenglut schaukeln zu lassen. Sagt man.

Batty Weber

(„Abreißkalender“ vom 21. Februar 1914)

